In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" ◆

Nr. 195. | Posen, den 26. August 1928. | 2. Jahrg.

Richter Maxell.

Von **Edgar Wallace.**

Berechtigte Uebersetzung von Dr. Manfred Georg.

14. Fortsetzung. (Nachdruck untersagt.)

Sie zog den Vorhang beiseite. „Die Kugel ist durchs Fenster gegangen."

„Geh' vom Fenster fort, du Unverstand!" schrie die Frau. „Dreh' das Licht aus! Läute!"

Mary stürzte durch das Zimmer und knipste das Licht aus. Sie warteten schweigend, aber es kam kein zweiter Schuß mehr. Vielleicht war es nur ein Zufall gewesen. Vielleicht hatte jemand nach der Scheibe geschossen . . .

„Geh' und sage es meinem Mann!" sagte Sadie. „Schnell!"

Das Mädchen lief durch den erleuchteten Vorplatz nach oben und klopfte an Sir Johns Tür. Sie erhielt keine Antwort. Als sie versuchte aufzuklinken, war die Tür verschlossen. Das war nichts Merkwürdiges. Sir John hatte einen besonderen zweiten Eingang in sein Arbeitszimmer, der durch einen Balkon und eine Treppe mit dem Garten verbunden war. Eine wilde Furcht packte sie plötzlich. Vielleicht war Sir John im Garten gewesen, als der Schuß abgefeuert wurde. Vielleicht hatte er ihm gegolten. Sie klopfte noch einmal lauter. Dieses Mal hörte sie seinen Schritt. Die Tür wurde geöffnet.

„Hast du schon einmal geklopft?" fragte er. „Ich schrieb gerade —"

Dann sah er ihr ins Gesicht.

„Was ist denn los?"

Das Mädchen erzählte ihm hastig alles. Er ging langsam, wie es seine Art war, hinunter. Ging in den Salon, drehte das Licht an und, ohne einen Blick auf seine Frau zu werfen, schritt er zum Fenster und besah die zertrümmerte Scheibe.

„Mir war so, als hätte ich etwas gehört, aber ich dachte, es hätte jemand etwas fallen lassen. Wann geschah es denn? Kurz ehe du hinauf kamst?"

Das Mädchen nickte.

Maxell sah von einer zur andern. Seine Frau war fast sprachlos vor Schreck, Mary Maxell aber war ruhig.

„Nun ist es also so weit," sagte Sir John sinnend. „Ich glaubte nicht, daß es so schnell kommen würde."

Er ging auf den Vorplatz hinunter, wo das Telephon hing, und ließ sich mit der Polizeistation verbinden. Das Mädchen konnte alles hören, was er sagte.

„Jawohl, hier ist Sir John Maxell. Eben ist ein Schuß durch mein Fenster gefeuert worden. Nein, nicht auf mich — ich war in meinem Arbeitszimmer. Es ist anscheinend ein Flintenschuß. Ja, ich hatte recht —"

Dann kam er zurück.

„In wenigen Minuten wird die Polizei hier sein und auf dem Grundstück eine Untersuchung vornehmen. Aber ich bezweifle stark, daß sie den Uebeltäter fassen wird."

„Könnte es nicht ein Zufall gewesen sein?" fragte das Mädchen.

„Ein Zufall?" Er lächelte. „Kaum. Diese Art Zufall könnte noch einmal passieren. Es ist besser, wenn Ihr alle beide mit mir ins Arbeitszimmer geht, bis die Polizei kommt." Er ging nach oben voraus. Dabei machte er keinen Versuch, seine Frau zu stützen, obgleich sie am ganzen Körper zitterte. Möglicherweise bemerkte er dies nicht, ehe sie im Zimmer waren, denn nach einem Blick auf ihr Gesicht schob er ihr einen Stuhl hin.

„Setz' dich!"

Das Arbeitszimmer war der einzige Raum, zu dem seine Frau selten Zutritt hatte. So sehr wie sie ihn in anderen Dingen beherrschte, in diesem Punkt war er fest. Darum war es vielleicht etwas Neues für sie — und das Neue, das das Gewimmer eines weinenden Kindes stillt, hat eine ähnliche Wirkung auf eine nervöse Frau.

Die Tür zum Safe stand offen, und auf dem großen Tisch lagen hoch aufgestapelt versiegelte Päckchen. Das einzige Geld, das sie sah, war ein dickes Bündel Banknoten, mit einem Papierstreifen umwunden, auf dem etwas geschrieben stand. Darauf heftete sie ihre Augen. Sie hatte noch niemals in ihrem ganzen Leben so viel Geld gesehen. Er hatte anscheinend die Aufmerksamkeit bemerkt, die diese Entfaltung des Reichtums bei ihr erregt hatte, denn er nahm das Geld und ließ es in einen großen Umschlag gleiten.

„Das ist dein Geld, Mary," blinkte er über seinem Kneifer dem Mädchen zu.

Diese fühlte jetzt erst die Rückwirkung des Erlebten und bebte an allen Gliedern. Aber sie glaubte, in dieser Ablenkung sein Bemühen zu fühlen, sie zu besänftigen, daher lächelte sie und versuchte zu antworten:

„Mein Geld, Onkel?"

„Ich habe in der letzten Woche alle deine Papiere verkauft," sagte er. „Zufällig habe ich erfahren, daß die Korporation, bei der dein Geld angelegt war, sehr schwere Verluste durch irgendeinen Versicherungsirrtum erlitten hat. Es ist nicht viel, aber du solltest kein weiteres Risiko auf dich nehmen."

„Natürlich ist die Möglichkeit vorhanden, daß der Schuß zufällig abgefeuert wurde," fuhr er fort und kam damit wieder auf das zurück, was natürlich noch immer seine Gedanken beschäftigte. Dann versank er in Nachdenken und ging schweigend im Zimmer auf und ab.

„Ich dachte, Ihr wäret ausgegangen. Du sagtest mir doch, daß Ihr in ein Konzert gehen wolltet."

Ehe sie erklären konnte, warum sie ihre Absicht geändert hatten, hörte er den Klang von Stimmen auf dem Vorplatz.

„Bleibt hier," sagte Sir John. „Das ist die Polizei. Ich werde hinuntergehen und ihnen alles Nötige sagen."

Als ihr Mann fort war, stand Lady Maxell vom Stuhl auf. Der Tisch mit den versiegelten Päckchen zog sie an wie ein Magnet. Sie nahm eines nach dem andern in die Hände, und schließlich kam sie zu dem Umschlag, der Marys Erbteil enthielt. Sie hob es in die Höhe und wog es mit den Händen. Dann, mit einem tiefen Seufzer, legte sie das Paket auf den Tisch zurück.

„Das ist wirklich Geld genug." Mary lächelte

„Leider nicht allzu viel. Vater war ziemlich arm, als er starb."

„Das ist mehr Geld, als ich jemals gesehen habe, seit ich in diesem Hause bin, das kannst du mir glauben."

Wie fasziniert kehrte sie noch einmal um, nahm den Umschlag wieder hoch und lugte hinein.

„So, er war arm? Ihr habt ja keine Ahnung, was Armut ist. Weißt du, was dies hier alles bedeutet?"

Sie hielt den Umschlag in die Höhe. Ihr Gesicht zeigte einen Ausdruck, wie ihn das Mädchen noch niemals gesehen hatte.

„Es bedeutet Komfort, es heißt frei sein von aller Not, es heißt, daß du nicht Männern Liebe vorzuheucheln brauchst, die du verabscheust. Es heißt, daß du des Nachts nicht aufzufahren brauchst mit klopfendem Herzen, um auf Fußtritte zu lauschen und Gott anflehend, daß es nicht der Schritt des Mannes sein möge, der dich gekauft hat mit Leib und Seele!"

Das Mädchen war aufgestanden und starrte sie an.

„Lady Maxell! Warum — warum — ich habe das Geld noch niemals von dieser Seite betrachtet."

„Warum solltest du auch?" entgegnete die Frau rauh und warf das Paket auf den Tisch zurück. „Mein ganzes Leben lang habe ich einen solchen Haufen Geld haben wollen. Immer hat es mir vor der Nase gehangen, und immer wieder ist es mir entwischt — entwischt sagt man doch, nicht wahr? — Was sind das überhaupt für Bilder?" Sie änderte jäh das Gesprächsthema und deutete auf die eingerahmten Photographien, die an den Wänden hingen. „Das sind wohl Photographien aus Indien, nicht?"

„Aus Marokko. Sir John ist in Marokko geboren und lebte dort, bis er zur Schule kam. Er spricht Arabisch wie ein Eingeborener. Wußten Sie das nicht?"

„Marokko? Das ist seltsam."

„Kennen Sie es?"

„Ich bin dort gewesen — früher einmal," erwiderte die andere kurz. „Ging Sir John oft dorthin?"

„Ehe er heiratete, ja. Er hatte früher dort große Geschäfte, glaube ich."

In diesem Augenblick kam Sir John zurück, und Mary bemerkte, daß sein erster Blick dem Tische galt.

„Also, sie haben nichts gefunden," sagte er dann, „weder Fußtritte noch die leere Hülse. Morgen werden sie den Grund absuchen. Lebbitter wollte einen Posten stellen, um das Haus zu schützen wegen der anderen Geschichte."

„Welche andere Geschichte?" fragte seine Frau schnell.

„Ach nichts, nichts was dich direkt angeht. Natürlich gab ich das nicht zu, es würde das Haus noch auffälliger machen, als es jetzt schon ist. Und nun glaube ich, ist es besser, wenn Ihr jetzt zu Bett geht. Ich habe noch eine Menge zu tun."

Seine Frau gehorchte ohne ein Wort. Das Mädchen wollte ihr folgen, als er sie zurückrief.

„Mary," sagte er und legte die Hand auf ihre Schulter, „ich schäme mich, daß ich nicht zu den Besten der Menschheit gehöre, aber eines habe ich immer versucht auf meine Weise: Dich glücklich zu machen, meine Liebe. Du bist für mich immer wie eine Tochter gewesen."

Sie sah zu ihm mit leuchtenden Augen auf.

„Es ist nicht alles so gewesen, wie es hätte sein sollen, im vergangenen Jahr," fuhr er fort. „Ich habe einen ungeheuren Schnitzer gemacht, aber ich machte ihn mit offenen Augen. Es ist für uns beide nicht sehr angenehm gewesen, aber es hat keinen Sinn, über etwas zu klagen, was man nicht ändern kann. Man hat mir erzählt, Mary, daß du diesen jungen Anderson öfters gesehen hast?"

Sie ärgerte sich, daß sie rot wurde, denn es war doch wirklich kein Grund dafür da. Sie brauchte nicht zu fragen, wer „man" gewesen sei, sie ahnte es.

„Ich habe mich nach diesem Burschen erkundigt," sprach er langsam weiter, „und ich kann dir soviel sagen, er ist ein ehrlicher Kerl. Vielleicht hat er ein etwas ungewöhnliches Leben geführt, aber alles, was er zu Sadie sagte, beruht auf Wahrheit. Er ist rein und, Mary, das bedeutet etwas in dieser Welt."

Er schien verlegen, wie er fortfahren sollte.

„Es könnte etwas geschehen, obgleich ich noch nicht alt bin, ich habe Feinde . . ."

„Was sagst du da? —"

„Ich habe Feinde! Und einige sind voll Haß und Rache. Ich muß dir dies sagen, denn wenn etwas geschehen sollte, und dieser Junge ist in deiner Nähe — so gehe zu ihm. Ich kenne viele Menschen, gute, schlechte und gleichgültige; er ist weder schlecht noch gleichgültig. Und nun, gute Nacht!"

Er küßte sie auf die Stirn.

„Du brauchst deiner Tante nichts davon zu sagen, was wir hier miteinander gesprochen haben." Er geleitete sie zur Tür und schloß diese hinter ihr ab.

Eine Weile blieb er dann auf seinem Stuhl sitzen, ehe er wieder eine Bewegung machte. Darauf fing er an, die Päckchen aufzunehmen und sie zum Safe zu tragen. Auf halbem Wege dorthin blieb er stehen, setzte sich erneut hin und ließ die Stunden vorübergleiten, bis er glaubte, daß alles im Hause im festen Schlafe läge.

Um Mitternacht nahm er ein Paar Gummischuhe aus einem Schrank, zog sie an und ging durch die Tür, die über den Balkon und die Treppe in den Garten führte, hinaus. Mit unfehlbarer Sicherheit schritt er über den Rasen in einen Winkel seines Grundstückes, zu dem die Kunst des Gärtners nie gedrungen war. Auf einmal blieb er stehen und griff in die Büsche, um einen Spaten zu finden, den er sorgfältig dort versteckt hatte. Als seine Hand das vermodernde Holz eines älteren Spaten berührte, lächelte er. Sechs Jahre lang war das Werkzeug dort stecken geblieben, wo er es, als er das letzte Mal dieses Niemandsland besuchte, hingestellt hatte.

Jetzt näherte er sich einem kleinen Hügel und fing zu graben an. Der Boden war nachgiebig, und er brauchte nicht tief einzudringen, bis der Spaten auf Holz stieß. Er befreite eine Fläche von zwei Fuß von der Erde, und zog dann einen kleinen, halbmondförmigen Holzdeckel hervor. Es war das Stück eines hölzernen Brunnendeckels; der Brunnen selbst war lange schon versiegt und zuerst von dem früheren Eigentümer, und dann wieder von Maxell, zugedeckt worden.

Er legte sich seiner ganzen Länge nach auf den Boden, langte durch die Oeffnung hinunter, und seine Finger tasteten nach einem großen, rostigen Nagel, an dem ein langer Draht hing. Am Ende des Drahtes war ein kleiner Lederbeutel befestigt. Diesen zog er heraus, machte ihn los und, nachdem er ihn auf die Seite gelegt hatte, ließ er das freie Ende des Drahtes wieder in den Brunnen fallen. Dann tat er den Holzdeckel wieder auf seinen alten Platz und bedeckte alles mit Erde.

Im Schatten der Büsche stand eine in einen Mantel gehüllte Gestalt und beobachtete ihn. Sie war ihm geräuschlos über den Rasenplatz gefolgt, sah, wie er den Beutel herauszog, ihn mit sich ins Haus nahm, und wie er über die gedeckte Treppe in sein Arbeitszimmer verschwand. Die Nacht war so still, daß der Beobachter das Klappen der unteren Tür hören konnte, als Sir John diese schloß, und das leise Trappen seiner Schritte, da er in das obere Stockwerk stieg.

XI.

Herr Goldberg, der Eigentümer der Drogerie auf dem Paradeplatz, war ein Mann, der weder eine Spur von Phantasie, noch eine romantische Ader besaß. Er ließ mit großer Entschiedenheit Timothy rufen, und der kam, mit dem Gefühl, daß nicht alles in Ordnung sei.

„Herr Anderson," sagte Goldberg in gebieterischem Ton, „ich habe Sie in meinem Laden angestellt, weil ich jemanden brauchte und weil ich annahm, daß Sie einige Geschäftserfahrung besäßen."

(Fortsetzung folgt.)

Sommerfrische.

Eine Erzählung von Erwin Heine.

Es war noch genau das gleiche Bild, das Erdmanns Blicke freudig tranken: Sattgrüne Sommerwiesen, weite dunkle Waldflächen und Hügelketten, ruhende Spiegel großer Teiche und über die unbeengte Landschaft verstreut kleine, weiße Dörfer. Und auch die Luft voll Nadel- und Heuduft war in diesem Sommer nicht anders als vor vier Jahren, an jenem Julitag, der ihn und Meta zu ihren Flitterwochenurlaub in diese weltferne Gegend hatte fahren sehen.

Es war alles, alles wie es gewesen. Doch hatten nicht damals die Wiesen leuchtendere Farben und die Wälder ein lockenderes Rauschen und Duften gehabt? Wo war das nach zweieliger Erforschung rufende süße Geheimnis, das damals über dieser sanften Landschaft gelegen, durch die ihn und seine Frau heute wieder der Wagen führte, den man ihnen vom Gasthof zur Bahn geschickt hatte, — denselben Wagen mit dem gleichen alten Kutscher wie damals? . . .

Schwerfällig polterte das ländliche Gefährt auf der weißen Straße durch Wald und Wiesen. Erdmann schaute nach links und rechts aus und grüßte stumm liebvertraute Bilder und wußte nicht, ob er selig oder traurig war. Frau Meta aber lehnte — scheinbar ermüdet von der langen Bahnfahrt, die hinter ihnen lag — mit geschlossenen Augen in einer Ecke des Wagens und ließ sich ohne jegliche Anteilnahme durch das sommerschöne Waldland tragen. Manchmal hob sie wohl für Augenblicke die Lider, doch leer ging ihr Blick ins Weite, ja es schien sogar, als vertieften sich die beiden herben Falten um ihren feingeschnittenen Mund

Kein Wort fiel zwischen den Gatten; die Kutscherrufe des alten Stefan vorn auf dem Bock waren die einzigen menschlichen Laute in der hochsommerlichen Stille.

Kein Wort . . . Erdmann empfand dieses Schweigen plötzlich quälend wie eine Schmach. So weit waren sie schon . . .? War das dieselbe Frau, die vor vier Jahren hier gejauchzt hatte wie ein Kind, die damals Himmel und Erde, Blumen und Bäume, Dörfer und Teiche mit hellen Jubelrufen begrüßt hatte, wie niegeschaute Wunderdinge? Alles ertötet vom Leben, alles harte nüchterne Prosa, kein Hauch mehr von jener Poesie, die einmal sie und ihn so glücklich gemacht hatte . . .?

Frau Meta schwieg weiter. Wozu auch sprechen und schauen? Es war nicht mehr die Welt von einst, — es waren eben Wälder und Wiesen, Erde und Wasser und Menschensiedlungen dazwischen, in denen man genau so litt und schritt, wie in der Stadt, aus der sie kamen und wo, wie sie, noch manche andere Frau zerronnenen Träumen und zertrümmerten Idealen nachtrauerte. Doch wozu daran denken oder gar davon sprechen? Der Mensch neben ihr, „ihr" Mann, hätte sie auch heute nicht verstanden, wie immer, wenn es um ihre Sehnsucht und ihre Seele ging. Für ihn gab es nur Pflicht und Dienst, Einteilung und Sparen und erst als letztes in seinem Leben kam sie . . .

Das war der Schmerz der kleinen, blonden Frau Meta. Er war aufgekeimt, als nach dem seligen Hochzeitssommer Erdmann jäher und rascher, als sie es hatte fassen können, in der Welt seiner Arbeit untergetaucht war. Selten, ach so selten etwas von Blumen und Wald, — nur Arbeit und wieder Arbeit, nüchterne Worte von Pflicht und Emporkämpfen. Das Märchen war gestorben . . . Sie hatte erst still geweint, dann kamen die ersten Szenen mit Zank und Tränen, dann gab es Streit mit Drohungen und tagelanges Trotzen und schließlich kalte, mauerhohe Höflichkeit. Und gerade von diesem bitteren „Frieden" sprachen die beiden Falten um die Lippen Frau Metas am meisten . . .

Erdmann ahnte nicht, daß sich Metas Gedanken mit seinen berührte. Er zürnte ihr nicht, — er trauerte nur. Nach vier harten Arbeitsjahren, die den Erfolg gebracht hatten, endlich ein Aufatmen. Freiheit und Ruhe — und solch ein Beginn. Jetzt, da er nach der Gründung und dem Ausbau seines länderbeherrschenden Konzerns einmal wieder Mensch sein durfte und sich ohne Harm und Sorge der Freude an der Natur und am goldenen Sommersonnenschein hätte hingeben dürfen, mußte die, welche teilend seine Freude hätte verdoppeln können, seinem Glück den Todesstoß versetzen. Hätte sie doch nur einmal aufgeblickt und um sich geschaut und in seinen Augen die Sehnsucht gesehen! Konnte sie denn nicht verstehen, daß hier die Welt anders war — und er mit ihr, daß hier nichts von seinem Beruf, den sie haßte, hineinspielte und alles andre galt, denn Pflicht und Dienst? Er hatte es ihr so oft zum Trost gesagt und nun vergrub sich Meta doch in ihren Haß und ihr Vorurteil. Sie w o l l t e einfach nicht mehr, sie kokettierte mit ihrem „Unglück" und „Unverstandensein", das Zürnen und Grämen war ihr zum Lebensbedürfnis geworden.

Es wallte zornig in ihm auf. Mochte sie denn! Er würde sich auch ohne sie erholen und sich nichts abgehen lassen. Heute leichter und eher als vor vier Jahren, als armer Privatbeamter!

So unterdrückten beide das Wort, das Erlösung hätte bringen können und schwiegen sich tiefer in ihre Verbitterung hinein. Und der Wagen rumpelte und holperte schwerfällig weiter mit Hü und Schnalzen oben vom Bock.

Stefan kannte die Straße und seine beiden Braunen. Es war mehr Formsache und um der Reputation willen, daß er ab und an seine Stimme erhob und die Zunge oder gar die Peitsche schnalzen ließ. Es sollten die Fremden nur ja nicht glauben, daß er für nichts und wieder nichts auf seinem Kutschbock saß und die Zügel bloß zum Spaß in der Hand hielt. Was verstanden schon diese Stadtleute vom Kutschieren! Die hatten ja überhaupt keinen Dunst von einem ordentlichen Handgriff . . .

Bei diesen Meditationen seiner Insassen und seines Lenkers rollte der Wagen gemächlich die Berglehne hinab, an deren Sohle die kleine Waldstadt lag, die mit roten Dächern und spitzem Turm freundlich als Ziel grüßte. In fünf Minuten sind wir dort, dachte Erdmann.

Ein jäher Ruck und ein rasches Stürzen unterbrach seine Gedanken und die Gleichmäßigkeit der Fahrt. Da saß man also! Frau Meta saß nicht einmal, sondern lag mitten auf der weißen Straße, Erdmann hockte neben dem geborstenen Rad auf einem Schotterhaufen und Stefan hing fluchend an dem Zügel der Pferde. Nette Geschichten das! Hätte dieses verteufelte alte Rad nicht noch die fünf Minuten zur Stadt hinunter halten können? Wenn auch niemand Schaden genommen hatte außer dem Wagen, so war es doch eine höchst unangenehme Geschichte. Wie jetzt die Koffer und das übrige Gepäck rasch in die Stadt bringen, wie den gebrauchsunfähigen Wagen fortschaffen?

Es blieb nichts anderes übrig: Stefan mußte hier bleiben, um auf Wagen, Pferde und Gepäck aufzupassen, während das Ehepaar zu Fuß in die Stadt gehen wollte, um Hilfe zu holen. Es war noch nicht spät am Nachmittag, so daß bis zum Abend alles in Ordnung gebracht sein konnte.

Frau Meta war lebendig geworden. Sie hatte plötzlich hell auflachen müssen, als sie das Unglück und dessen Harmlosigkeit erkannt hatte. Endlich, endlich wieder ein Erlebnis! Sie war geradezu entzückt, als sie ihren Gatten, den ernsten Mann, die Persönlichkeit, auf einmal schmutzig und staubig wie einen unartigen Gassenjungen neben sich im weißen Straßenstaube sitzen sah. Das war doch einmal etwas anderes als dieses langweilige Programm Arbeit-Dienst, Dienst-Arbeit! Dafür wäre sie auch einen halben Tag gelaufen, nicht nur dieses kurze Stückchen zur Stadt da unten, die sie mit all ihren grünen Hütern, mit dem ganzen Landschaftsbilde so vertraut und verheißend anlachte, daß auf einmal alles wieder frisch und lebendig vor ihr stand, was Jahre zurücklag und hier erlebt war.

Sie hakte sich übermütig in Erdmann ein und sprang an seiner Seite die Straße hinab. Da mußte auch der Ernste, Gestrenge lachen.

„Schau, Du Ekel, da vorn ist ja der kleine Teich, in dem wir immer gebadet haben und dort ist auch noch die grüne Hecke, unsere „Kabine".

„Bitte nicht indiskret werden!" drohte Erdmann scherzend. „Schau lieber dort hinüber. Siehst Du unseren Schwammwald und die Lichtung, wo es die vielen süßen und großen Himbeeren gab? Das Revier muß bald wieder heimgesucht werden!"

„O nein, — dort unten links hinter dem Kirchturm ist ein noch schöneres. Dort gab es doch die vielen Schwarzbeeren, von denen man so drollige Zähne und Lippen bekam. Dorthin müssen wir schon unbedingt morgen ausfliegen . . ."

Wohin waren auf einmal die vier Jahre, die vor einer Stunde noch abgrundtief das Jetzt vom Einst geschieden hatten? Die Welt lachte wieder im Licht und war voller Verheißungen und Wunder und zwei glückliche Menschen breiteten ihnen die Arme entgegen . . .

Rasch und froh eilten Erdmann und Frau Meta zur Stadt hinab. Hoher Nadelwald überwölkte hier das weiße Band der Straße und atmete duftende Kühle. Ein vermooster Pfad führte waldein; frommer Sinn hatte an der Abzweigstelle ein steinernes Gottesbild errichtet, das zwei Linden überschatteten. In Erdmann blühte plötzlich ein Erinnern auf. Er hielt im Schreiten ein, nahm die kleine blonde Frau sacht bei der Hand und führte sie zu dem Steinbild.

Fragend blickte Frau Meta den wieder ernst Gewordenen an.

„Weißt Du es noch . . .?

Erstaunt und erwartungsvoll wandte ihm Meta das Gesicht zu.

Anstatt einer Antwort begann Erdmann mit seinem Stock den Boden zwischen den Hauptwurzeln der rechtsstehenden Linde zu lockern und half dann mit den Händen nach. Als er sich wieder erhob, lag zwischen seinen Fingern ein rostbraunes flaches Schächtelchen.

„O, jetzt erinnere ich mich: Unser Abschiedsgruß. Seit vier Jahren liegt der Zettel hier, so wie wir ihn damals, als wir fortfuhren, der Erde übergaben."

Meta blickte sinnend auf das vergilbte Papier, das Erdmann jetzt entfaltete. Er las und — schwieg. Dann reichte er ihr den Zettel.

„Du sollst nicht Grab sein, braune Erde,
Der wir jetzt unsere Freude geben, —
Nein, hüte sie, auf daß ihr werde
Ein hundertfältig neues Leben."

Das las Frau Meta. Sie selbst hatte die Zeilen geschrieben — damals vor vier Jahren. Und heute?

„Wir müssen nur den Willen haben, froh zu sein. Auch dann in der Stadt, wenn das Leben uns hetzt und drückt. Finden wir Freude hier in Sonne und Wald, so kann sie uns dort im gemein-

samen Schaffen und im ernsten Tun und Sehen werden. Wir müssen uns in Lust und im Ernst, hier und in der Stadt nur gegenseitig zu erfühlen trachten, dann werden wir uns auch verstehen. Dann wird auch das hier wieder Auferstandene immer lebendig bleiben . . ."

Frau Meta schloß die Augen. Es war etwas neues, was sie hier hörte, etwas, das sie erkennen ließ, daß auch sie falsche Wege gegangen war. Sie hatte einmal einen Vers von Paul Heyse gelesen:

Seltsam im Nebel zu wandern,
Leben ist Einsamsein,
Keiner weiß vom andern,
Jeder ist allein . . .

Das war ihr stets als der Ausdruck ihres Kummers erschienen; mit diesen Worten hatte sie Hunderte Male Enttäuschung zu Enttäuschung gelegt, wenn von den Lippen des Gatten nicht der Klang gekommen war, den sie erwartet hatte. Doch heute erkannte sie, daß nicht allein sie oft unverstanden geblieben war, sondern daß auch sie dem lebenstüchtigen Mann, der für sie sorgte und für sie auch materiell das beste wollte, zu wenig in seinem Streben zu verstehen versucht hatte. Auch er hatte ein Recht, die Heyse-Worte auf sich zu beziehen . . .

„Meta, liebes, blondes Mädel, — denk jetzt nicht, sprich nicht! Ich weiß es doch gewiß: Wir werden uns zusammenleben! Und hier soll es beginnen, in unserm schönen Sommerland, in unbeschwerter Freude . . .!"

„Und daß du an mir nun auch in ernsten Dingen eine Gefährtin haben wirst, darauf kannst du dich verlassen, Liebster," setzte Meta mit einem mutigen und treuen Lächeln fort." Ich will und werde jetzt in allen Lagen deine Frau sein . . .!

Der alte Stefan hatte fürwahr allen Grund, die „Hilfsexpedition", die ihn nach zwei Stunden erreichte, nicht allzufreundlich zu empfangen. Als ihm die Männer jedoch erklärt hatten, daß die zwei närrisch lustigen Stadtleute erst vor einer knappen dreiviertel Stunde in den „Posthof" gekommen waren, um von dem unglücklichen Unfall, wie das komische Weiberl gesagt hatte, zu berichten, da schüttelte der Alte nur noch über diese beiden sonderbaren Leutchen seinen weißen Bauernschädel:

Erst kommen's her, wie zwa Kranke und dann san's fidel und vergeßlich wie die Kinder. Kann da aner gescheit werden . . .?!"

Der alte Kutscher wurde es in diesem Falle nicht, aber zwei andere waren es an diesem Tage geworden. Und wenn der alte Stefan am nächsten Tag über den funkelnagelneuen Fünfziger sich auch noch so freute, den ihm der feine Sommergast für das „rechtzeitig gebrochene Rad" in die Hand drückte, so kam er trotzdem nicht von der Meinung ab, die er vor sich und seinen Freunden seither entschieden vertrat.

„Die Stoderischen" (Stadtleute) san all'zsamm a weng'rl derisch (verrückt), am meisten aber die, was zu uns aufs Land kommen . . .

Gedenktage.

26. August.

Otto Henne am Rhyn. Am 26. August jährt sich zum hundertsten Mal der Geburtstag des Kulturhistorikers Otto Henne am Rhyn, dessen Schriften in ihrer Zeit mehrfache Auflagen erlebten und zum Verständnis des kulturellen Lebens der Vergangenheit viel beitrugen. Henne am Rhyn, der sein Leben in der Sammlung „Deutsche Denker" selbst beschrieben hat, wurde in St. Gallen geboren. Mit dem Vater, der 1842 zum Professor der Geschichte an der Universität Bern ernannt wurde, siedelte er nach Bern über. Er selbst nennt sich als Historiker reinen Autodidakten, weder seine juristischen, noch die historischen und sprachwissenschaftlichen Studien führte er zum Examen, wurde aber in seiner Heimat St. Gallen als Sekretär, 1857 als Professor an der Kantonschule und 1859 als Staatsarchivar angestellt. 1872 übernahm er die Redaktion des Ritterschen geographisch-statistischen Lexikons in Leipzig, wo er nach Aufgabe des Postens auch noch mehrere Jahre als Journalist lebte. Nachdem er die Redaktion des „Boten aus dem Riesengebirge" in Hirschberg von 1877—78 geleitet und seit 1879 als Redakteur an der „Neuen Zürcher Zeitung" tätig gewesen war, kehrte er im Frühjahr 1884 ins St. Galler Archiv zurück. Hochbetagt starb er am 1. Mai 1914 in Weiz bei Graz. Von seinen Schriften sind zu nennen: „Allgemeine Kulturgeschichte", „Kulturgeschichte des jüdischen Volkes", „Die Freimaurer", „Kulturgeschichte der Kreuzzüge".

Aus unserem Raritätenkasten.

178.

Tiere, die aus 399/400 Wasser bestehen, sind einige Quallenarten. Bisher hatte man bei den Quallen 95 bis 96 Prozent ihres Gewichts auf Wasser berechnet. Genau genommen muß man aber auch noch 3,6 Prozent für das Salz abziehen, welches in dem Meerwasser und somit auch in den Quallen enthalten ist. Es verbleibt dann nur 1/100, ja mitunter nur 1/400 des ganzen Tieres, welches aus organischen Stoffen besteht.

179.

Die Blätter der Jacquapalme im Orinokogebiet werden bis 12 Meter lang.

180.

Diamanten spürt man auf der Zunge viel kälter als Glasstücke.

181.

Berlin hat durchschnittlich 16 Nebeltage im Jahr, Hamburg 91.

182.

Am 23. Januar 1823 wurde in der Nähe von Berlin der letzte Wolf geschossen.

183.

Die russischen Kaiserinnen Katharina und Maria Feodorowna sind beide in Stettin geboren.

184.

Die größte Bücherei der Welt ist die von Ludwig XIV. gegründete Nationalbibliothek in Paris. Sie enthält 1 500 000 Bände, 350 000 Flugschriften, 180 000 Manuskripte, 300 000 Landkarten, 1 300 000 alte Drucke und Kupferstiche und fast 150 000 Münzen.

185.

Eine Zitrone enthält bis 10 Prozent Zucker.

186.

Seehunde können aus dem Wasser heraus bis auf 2 Meter hohe Eisschollen springen.

187.

Die Insel Hiddensee verliert fast jährlich einen Landstreifen von über einen Meter.

188.

Um ein Kilogramm Rosenöl herzustellen, sind in Persien 6000 Kilo Rosenblüten erforderlich.

189.

Der Fluß Jang-tse-kiang wird oft in einer Nacht um zehn Meter breiter.

190.

Die japanische Sprache hat keine Schimpfwörter.

191.

Die Otavibahn in Südwestafrika hat eine Spurweite von 60 Zentimetern. Bei ihrer Länge von 578 Kilometern ist sie die längste Schmalspurbahn der Welt.

192.

Der Neusee von Assuan faßt 1100 Millionen Kubikmeter Wasser.

193.

Ein Regenwurm auf Madagaskar wird 1½ Meter lang.

194.

Ein vollkommen geschliffener Brillant muß 58 Facetten haben.

195.

Die niedrigste Todesziffer hat Neuseeland, dessen Todeszahl für 1926 8,29 pro 1000 beträgt. Die Säuglingssterblichkeit hat in vier Jahren von 50 bei 1000 Geburten auf 40 abgenommen. Die Geburtsziffer von 1926 ist mit 21,57 pro 1000 die geringste, die bisher in Neuseeland verzeichnet worden ist.

196.

Hühner, Nashornvögel und Faultiere sind gegen Strychnin unempfindlich.

197.

Der größte Fortschritt, der in der Ozean-Telegraphie seit einem halben Jahrhundert gemacht worden ist, soll mit dem transatlantischen Kabel zwischen Rom und Neuyork erreicht sein, das mit einem Kostenaufwand von fast 5 Millionen Dollar jetzt vollendet worden ist. Das Kabel, das das schnellste der Welt ist, gestattet die Uebermittlung von 1700 Buchstaben oder 320 Worten in einer Minute zur selben Zeit nach jeder Richtung hin, während bisher die Kabel in dieser Zeit nur 250 Buchstaben oder 50 Worte beförderten. Das Kabel ist 7500 Meter lang.

198.

Drei- bis viermal so viel Iren leben in Amerika als in Irland.

Fröhliche Ecke.

Nicht notwendig. Männchen hier ist ein Brief, den du schon vor acht Tagen zur Post bringen wolltest.

Ja, Adele, den habe ich ganz vergessen. Es ist der Dankbrief, den ich dem Lehrer der Gedächtniskunst für den erfolgreichen Unterricht geschrieben habe.

Schnell bei der Hand. Gast: „Ich habe heute tausend Mark in der Lotterie gewonnen und möchte mir deshalb heute etwas Besonderes leisten! Bringen Sie mir mal Hummermayonnaise!"

Pikkolo (zum Büfett rufend): „Für tausend Mark Hummermayonnaise!"

Zweideutig. Lehrer: „Also Jungens, morgen gehen wir alle in den Zoologischen Garten. Wenn ich nicht wäre, würdet Ihr in der heutigen Zeit überhaupt keinen Ochsen zu sehen bekommen."

Rache. Kasimir Edschmid schrieb einmal an Leonard Frank: „Sehr geehrter Herr! Hiermit möchte Herr Edschmid Ihnen mitteilen, daß ihm Ihr neues Buch gefallen hat und er möchte gerne ein Exemplar davon besitzen. I. A. Der Sekretär."

Franks Antwort hierauf war: „Sehr geehrter Herr! Wer ist Kasimir Edschmid? I. A. Der Portier."